

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Schott, Anton: Das Kreuz in der Dachshäng'

urn:nbn:de:bsz:31-62042



Das Kreuz in der Dachshäng'.

Erzählung
von
Anton Schott.

Am sternklaren Morgen-
himmel kündigt ein
schwacher Lichtschein
den kommenden Tag.
Dunkel und Duster
breitet sich noch über die Erde, füllt Höhe und Täler und legt sich über Wege und Pfade, und wie aus schwarzer Kohle geschnitten heben sich der Waldberge Kuppen und Rücken vom Sternenhimmel ab.

Trotzdem aber stapft schon einer mit schweren Tritten des Weges dahin, der über die Dachshänge zu Tale führt und von den Bergeinöden hinunter in die Dörfer und ins Städtlein. Noch regt und rührt sich nichts in Gefild und Gehänge um und um; selber die Verchen ducken sich noch hinter die festgefrorenen und reißüberhauchten Schollen des Feldes und schlafen. Nur ab und zu stoßt einer der schwergenagelten Schuhe oder die Eisenpitze des Steckens an einen Steinknollen, daß die Funken stieben, und des Mannes Tritte hallen zeitweise durch die Stille der schwindenden Nacht.

Lichter und lichter wird es am Morgenhimmel, und über den dunklen Berggücken erblissen allmählich die Sterne. Das Grauen des vorrückenden Morgens legt sich mählich über die reißbedeckten Hänge, und in Feld und Hag melden sich die ersten Vögel.

So ein herbfrischer Auswärtsmorgen*) legt sich einem wie alles heilender Balsam auf Leib und Seele, aber der über die Hängen Hinwandernde kreißt von Zeit zu Zeit schwer und hart auf, wie wenn sich ihm eine Zentnerlast auf Brust und Atem legte.

Wo sich der Weg steil gen Tale senkt, steht ein ragend Holzkreuz. Ein verrostet und von Wind und Wetter ganz abfarb gewordenes Christusbild klappert daran im Morgenwinde, und die Ranken und Dornen einer am Kreuzholz emporklimmenden Wildrosenstaude kraspeln kreischend an dem rauhfrostigen Bleche. Des Morgens rötlicher Schein umhaucht Wegkreuz und Dorngeranke, und der Mann bleibt davor stehen, zieht den verknüllten, schäbigen Hut und faltet die Hände zu inniger Bitte.

„Ich bitte dich: hilf mir heute!“ preßt er

*) Frühlingsmorgen. Auswärts = Frühling, die Jahreszeit, wo es aus dem Winter auswärts geht.

*) hrer Hintender Vote für 1924.

halblaut und kiesrauh heraus. „Weißt eh', wie alles ist und ausliegt, und daß sie mich ganz und gar verdrücken wollen. Hilf mir! Mußt ja selber wissen, wie es ist, wenn einem so ein Geniste aufstißt und man sich nicht helfen kann dawider. Und recht habe ich; dawider gibt es nichts, und das wirst du auch wissen. Wenn es richtig zuginge, müßt' ich so wie so und ohne andere Hilfe auch gewinnen, aber . . . trau' einer! Lumpen gibt es überall und beim Gerichte auch. So bitt' ich dich halt: Hilf mir du! Und du mußt mir helfen, weil ich recht habe . . . Hörst? Hast mich gehört?“

Kein Zeichen deutet, ob die Bitte ein willig Ohr gefunden und der Hilfejuchende einen Helfer. Das verrostete Blech des Christusbildes klappert nach wie vor am Kreuzholze, und das Dorngeranke darum her kraspelt und knirscht am Bleche.

„Du mußt mir helfen. Hörst?“

Und dann stülpt er den Hut wieder auf den Kopf und stapft des Weges weiter. Aber noch in währendem Gehen murmelt er einige Male vor sich hin: „Du mußt mir helfen, hörst: du mußt. Sonst geht es wieder so . . . windverdrehet her wie . . . halt früher auch.“

Die Hänge hinab wölbt ein haushoher Buchenjungwald sein kahles Astgewirre über den Weg, und raschelndes Laub liegt seit dem Herbst über Steig und Fahrgeleisen. Wie auf weichem Polster geht einer da dahin, und nur hie und da rutscht und gleitet ein Tritt über eine der Baumwurzeln.

„Du mußt mir helfen, weil . . . sonst alles wieder lauter Nichts wäre. Der Lump ist gestern schon fort und . . . verschmiert etwan wieder die ganze Geschichte.“

Er zieht den Pfeifenstummel aus der Tasche, stopft und zündet an in währendem Gehen, und selbst in währendem Anzünden noch murmelt er: „ . . . Du mußt mir helfen.“

Dann steigt einmal die Sonne über die Berggücken empor, und ihre Strahlen fahren wie glühende Drähte über das noch winterkahl Geäste des Buchenwaldes, und fibern über Laub und Boden, huschen um die abfarbe Gewandung des Mannes und zeitenweise über das von leichtem Bart unrahmte Gesicht, das dann wie auf einer Seite glühend ansieht.

Im Städtlein drunten schlägt die Kirchenuhr, und des Wanderers Schritte werden zusehends länger . . . Das fehlte gerade noch, daß er zu spät zur Bahn käme und schon deswegen die ganze leidige Geschichte verspielt! Uebersehen ist auch verspielt, sagt man, und veräumt gilt gerade so viel. Wenn er nicht noch dies und jenes hätte verrichten und wegarbeiten müssen! Aufgestanden wäre er eh' zeitig genug. . . . Aber das Leut, die Kathel, ärgert und frängt sich wahrhaftig noch zu Tode ob des ewigen

Anfriedens mit der Nachbarschaft und der nicht abreißen lassen. Wenn er jetzt auch wieder verpielen würde, wäre . . . der Teufel wirklich höllisch. Aber nein; er ist im Rechte, er muß gewinnen, und der Herrgott muß ihm helfen, er muß, wo er doch die ewige Gerechtigkeit selber ist. Und gebeten hat er ihn auch eigens noch einmal und erinnert. Da kann also nichts fehlen. Wer auf Gott vertraut und so weiter . . . Und er, der Michel, hat ihm den ganzen Hundesprozeß anvertraut und ihn zu seinem Verteidiger und Helfer erkoren.

Es ist, als ob ihm ein gut Stück leichter würde, und er hört sogar das Flöten und Schwegeln des Schnerers (Drossel) und das Trillern der Lerchen in den Lüften. Aber schlauen darf er sich's trotzdem lassen, sonst fährt ihm die Eisenbahn davon, und da köunt' ihm auch der Herrgott nicht helfen. Verjäumt ist auch verpielt, und wer nicht da ist, sticht nicht.

Im Städtlein unten rennt ihm der Torschmied über den Weg, ein guter Bekannter und Freund aus der ledigen Zeit und ein Geschwisterkind der Kathel.

„Wo aus, Michel?“

„Hm!“ pfaucht der in seiner Angewohnheit.

„Auf die Bahn.“

„Wohin?“

„In die Kreisstadt.“

„Leicht gar wieder . . . Prozeßtag?“

„Hm! Was denn sonst? Wirst ja gar nicht fertig mit so einem Gelumpert. Kaum reißt der Faden an einem Orte ab, so spinnt er sich daneben schon wieder an. Aus der Haut köunt' einer fahren, oder . . . wenn er etwas hüzig wäre . . . zum Mörderer werden.“

„Ich an deiner Stelle täte mich da gar nicht lange ärgern und mir selber das bißel nötige Leben verbittern. Verkaufen und ein ruhigeres Plätzlein suchen. Die Welt ist keine Hühnersteige, und überall steht mit den Füßen auf der Erde, hast den Himmel über dir und die Hände voll Arbeit, wenn du arbeiten magst.“

„Eh' wohl, wär' eh' geradejo. Aber diesmal muß er verpielen, der Malefizkund'. Ich bin haushoch im Rechte, und . . . und wie ich halt gesagt habe.“

„Wünsch' dir also Glück!“

„Ist zu brauchen, aber . . . es kann nichts fehlen . . . meint man.“

In aller Hast stapft er durch das noch halbverschlafene und morgentille Städtlein und dem Bahnhofe zu, und kaum hat er seine Fahrkarte, kommt ein etliche Händler, die lediglich von Geschäften, von Preisen und Gewinnen reden, und ein krummnaßiger Jude schimpft über die

Patentdeutschen und Antijemiten und ihr „verbrecherisches“ Wollen, was nur das Zeug hält. Dazwischen mengt sich mancher Scherz und Spott, der den Michel, den Rindlauer im Pechgraben hinten, sonst wohl ein bißel interessiert hätte, aber heute findet er nicht einmal rechtgeschaffen Zeit, auf die Leute und auf ihren Schwatz zu merken. Er muß den Prozeß gewinnen, sonst geht die halbe Hütten in Kosten auf. So und so viel Gerichtskommissionen schon, so und so viel Verhandlungen bereits im Gerichtstädtlein, der Lump hat immer seinen Advokaten, und . . . die Herren wissen, was sie verlangen müssen. Und das alles wegen eines leidigen Fahrrechtes über des Wurzers Bachwiese. Nicht einen grünspanigen Groschen wert, das ganze Herumstreiten, aber . . . der Sepp, der „Wurzer in der Wiese“, wie er mit dem Hausnamen heißt, hat einen Prozeß daraus gemacht, der dem Verspielenden das halbe Anwesen kosten dürfte. Eigentlich wird sie, die Rosel, die Sache angezettelt haben, und der Sepp muß halt bellen, wie er gehekt und geführt wird, und er . . . bellt auch. Er, der Rindlauer, hat sonst keine Zu- und Abfuhr von seiner Bachwiese als wie über des Wurzers Wiesenspiß. Durch die Luft kann er weder den Dünger hinbringen noch das Heu wegfahren; er muß über festen Boden. Und das will man ihm wehren. Ein Unsinn, aber es ist ein Prozeß daraus geworden. Erst hat es sich um Zu- und Abfuhr gehandelt; aber nachdem einige Zeugen als Gedenkmänner angegeben, daß all ihrer Lebtag die Rindlauer Heu und Grummet von der Bachwiese über des Wurzers Wiesenspiß abgefahren, und daß jeder Grund sein Fahrrecht haben müsse, hat sich der Zochen auf die Zufuhr versteift, um den Prozeß weiterführen zu können. Düngerfuhren ließe er keine über seinen Grund und Boden und justament einmal nicht, und selbst die Abfuhr wäre noch lange kein Recht, weil der ehemalige Rindlauer um den guten Willen angesprochen und man ihm das Fahren nur bis zum Widerruf gestattet hätte. Das behauptet und beschwört sie, die Rosel, die im Hause und unter diesen Verhältnissen aufgewachsen, und das behauptet natürlich auch der Sepp.

Die Gerichtsherren im Städtlein unten haben das Kraut weder süß noch sauer gemacht, sondern geurteilt, daß jeder der Gegner recht und jeder unrecht gehabt. Eine Abfuhr müsse von jedem Grundstück bestehen, daher hätte auch er, der Rindlauer, das Abfuhrrecht über des Wurzers Wiesenspiß oder allenfalls die Pflicht, einen angemessenen Streifen Grundes käuflich als Weg zu erwerben, falls der Wurzer darauf bestünde. Ein Zufuhrrecht für Dünger oder dergleichen könnte aus den und jenen Gründen nicht zuerkannt werden, außer er kaufte sich den eigenen Weg. Einem Grundverkauf aber zu diesem

Zwecke widersteht sich der Wurzer. Er verkauft keine Klaster Grundes, um dem Nachbar . . . eine ungebührliche Bequemlichkeit zu schaffen.

Also ist der Prozeß zur endgültigen Entscheidung zum Kreisgerichte gewandert, und dieses wird heute darüber verhandeln und urteilen. Wie . . .? Wer weiß denn? Die Herren haben manchmal ganz eigene Ansichten und allerhand Schrullen, und diese müssen die Leute als Rechtspruch hinnehmen. Hier jedoch können sie unmöglich anders erkennen und urteilen, als wie es ist und von Rechts wegen sein muß, und . . . der Herrgott wird ihm ja doch auch helfen, sein Recht zu erlangen.

So sinnt und grübelt er vor sich hin, schaut dazwischen an den schon grünenden Fluren der Talgründe und des beginnenden Flachlandes, vergleicht damit die noch völlig öden und winterfahlen Gefilde in den Waldbergen oben und betrachtet den Rat des Torschmiedes von allen Seiten. . . . Verkaufen und fortziehen! Kömmt' beinahe das Gescheiteste sein. Da herunten fechtet einer vielleicht drei-, viermal so viel, wenn nicht gar noch mehr von demselben Grundmaße wie oben und hat nicht mehr Arbeit. Das wäre schon ein Grund fürs Verkaufen. Ebenso schwer wiegt der andere, daß in absehbarer Zeit ein Frieden nicht herschauen will. Auch wenn sie verspielen, die Wurzerleute: sie werden wieder einmal nach einem Hefte suchen, eines finden und dort von neuem anrücken. Sie können es nicht vergessen, daß er nicht der Wurzerin Schwester zum Weibe genommen, wie sie es geplant haben, und daß diese nachher ein bißel nieder geheiratet. Zuerst ist alles recht und schön gewesen und gut, und vor lauter Entgegenkommen und Mithilfe hat man schier gar nicht gewußt, wo aus und an! Auch er und der Lenzen-Sepp, der nachmalige Wurzer, sind die besten Kameraden gewesen, die man sich denken kann. Der Sepp hat nach dem Wurzerörtel getrachtet, und ihm, dem Michel, hat man angeraten, das Rindlauer Gütlein zu kaufen, als der frühere Besitzer sich angeschickt, ins Amerika fortzuziehen. Die Wurzerweiber selber haben das Zureden schier nicht lassen können, bis er gekauft gehabt. Jetzt hätt' er nun sofort das Wurzerdirndl heimführen sollen . . . sollen. Aber die Lieb' läßt sich nicht nötigen. Wenn sie auf einen Stein im Wege fällt, bleibt sie daran haften, sagt man in den Waldbergen oben, und seine Lieb' ist auf die Kathel gefallen gewesen. Also hat er diese heimgesührt, und bald darauf sind Verdruß und Unfrieden ausgebrochen, und sie werden voraussichtlich nimmer abreißen, solange man in der Nachbarschaft beisammen ist. Das wäre der schwerere Grund. Aber . . . aufgewachsen ist man oben in den armeneligen und doch so märchenhaft schönen Bergeinöden, eingewohnt ist man und mit der

Heimat zusammengewachsen wie der Ast mit dem Baume, und . . . anderwärts kann es ja auch einmal etwas geben. Wo Leute sind, ist der Unfriede auch nie weit weg, und Leute sind in den Talgegenden und im Flachlande heraußen auch daheim. Wenn er einmal kräftig gewänne, kömmt' es den Nachbarsleuten das Prozesse und Herumstreiten doch für ein gutes Zeitlein verleben. Man braucht nicht gerade gut mitkommen und dick Freund zu sein; nur ein Frieden wenn wär' und eine Ruhe! Wie im Paradiesgarten müßt' es sich leben im Pechgraben hinten in den Bergeinöden.

Etliche Stationen vor der Kreisstadt steigt ein dürrhagerer, bartstummeliger Kund' ein und in denselben Bahnwagen, setzt sich neben ihn hin und fängt gleich zu erzählen an und zu murren. Er hat ebenfalls bei Gerichte zu tun und nicht die größten Hoffnungen. Keine Gerechtigkeit im Lande, um keinen Heller nicht.

„Schaut so aus,“ nickt er, der Rindlauer.

„Schaut nicht nur so aus, ist auch so. Wie ich halt sage.“

Etwas wie leiser und schwacher Trost umschleicht seine Sinne nach dem Gehörten. Es geht anderswo auch nicht in lauter Glück und Wonne dahin, und es geht gar manchem nicht besser wie dem Rindlauer im Pechgraben hinten. Daher gewänne er auch nicht recht viel, wenn er verkaufte und fortzöge. Gewinnen kann er nur, wenn er heute den Prozeß gewinnt, und wenn damit die Wurzerleute für eine gute Zeit gedämpft und niedergehalten werden. Und gewinnen muß er, nachdem er das lautere Recht auf seiner Seite hat und den Herrgott zum Helfer angerufen. Der muß helfen, wenn es überhaupt noch eine Gerechtigkeit gibt.

Man kommt allmählich der Kreisstadt nahe. Fabriken und Ziegeleien tauchen auf neben der Bahn, und in der Talmulde drüben ragen die Kirchtürme der Stadt. Einzelne Häuser stehen an Wegen und Straßen, dann kommen ganze Häuserreihen zu Gesichte, die sich wie Soldaten an die Straßenränder gestellt, dann allmählich ganze Gassen, und zuletzt fährt der Zug stoßend und polternd über Geleisefrenzungen und an schier endlosen anderen Zügen vorbei in den Bahnhof. Alles krabbelt und wurlt da vor lauter Leuten. Fuhrwerke fahren ab und zu, und es ist beinahe wie beim Turmbaue zu Babel, wie es in den Schulbüchern steht.

Aber seinetwegen auch! Ihn irrt niemand, und er hat mit keinem zu tun und zu reden. Er muß nur nach dem Kreisgerichte und das erfragt er bald.

Aus einer der an der Straße stehenden Kirchen tönt Orgellang und Gesang, und er geht hinein und bittet den Herrgott nochmals um Hilfe und Beistand, auf daß er ja nicht vergesse auf ihn und auf seine Streitjache. Immer

leichter und leichter wird ihm zumute, und es ist ihm nach einiger Zeit fast, wie . . . wenn er ins Wirtshaus ginge. Er muß ja gewinnen.

Im Gerichtshause aber sinkt diese Zuversicht bis auf ein klein winzig Häuflein zagen Hoffens zusammen. Schon das Haus selber hat etwas Unheimliches und Beängstigendes an sich. Wie in einem Gruftgewölbe hallen die Schritte, uniformierte Gerichtsherren und Gerichtsdiener huschen von Türe zu Türe, und da und dort stehen ein paar Leute in irgendeinem Winkel beisammen wie . . . Schafe vor der Schlachtbank und reden und raunen halbblaut miteinander. Im Winkel neben der Stiege stehen der Wurzer und sie, die Rosel, sowie ihre Schwester, die Liesel, die den Steger in der Schneehütten geheiratet.

Gleich ihrer drei wider ihn, und er ist allein!

Wie ein Guß eiskalten Wassers läuft es seinen Rücken hinab, aber auf die Stirne drängt sich ihm dicker Angstschweiß. Wie wird die Geschichte nun gehen und enden? Wer verspielt, hat nichts zu lachen; die halbe Hütte geht in Kosten auf.

„Herrgott, hilf mir!“ bittet er abermals im stillen und stiert dann ganz zag und sinnend vor sich hin, bis ein Gerichtsdiener ihre Namen ruft.

Also: jetzt mag es losgehen!

Die Prozeßgegner werfen einander feindselige und wütende Blicke zu, und dann stolpert eines ums andere über die Türschwelle in die Gerichtsstube. Dort stellt sich gleich ein krummaasiger Herr neben den Wurzer hin, augenscheinlich sein Advokat, und dem Rindlauer beginnt es vor den Augen zu flimmern und in den Ohren zu singen.

Schaut so aus, als wenn er wieder der Verspielende und der . . . Verspielte wäre.

Der Gerichtsherr verliest dies und jenes, und er hört das Zehnte nicht. Dann behaupten die Rosel und die Liesel noch, daß es mit des Rindlauer's Bachwieße all ihrer Lebtag so und so gewesen, daß der frühere Nachbar, der Alis, angesprochen um das Ueberfahrenlassen und so weiter, und nachher sollt' er, der Michel, seine Gründe vorbringen. Aber ihm will ob lauter Zagheit und Fürchten keine Rede über die Lippen, und was er denkt und sich zusammengesonnen, wähnt er auch herauszugackern in seiner wortfargen Weise.

Dagegen redet der Jude, der Vertreter der Widersacher, wie ein . . . Delmann.

Der Gerichtsherr schlägt einen Vergleich vor. Er, der Michel, täte sich wohl vergleichen, wenn ein Frieden zustande käme, und wenn man ihn bei seinem Rechte ließe, aber die Wurzerleute mögen nicht. So und so wäre es, und so und so müßt' es wieder werden.

Also kommt es zum Urteil.

Im Namen Seiner Majestät des Kaisers und nach Paragraph foundsjoziel . . .

Was dieser Mensch sonst noch alles zusammenredet, und wie er es daherbringt, nimmt er, der Michel, vor lauter Aufregung nicht wahr; lediglich so viel hört er aus dem ganzen Schwatz heraus, daß die Geschichte hier noch schiefher geht wie im Gerichtstädtlein daheim. Dazwischen sieht er das selbstzufriedene und schadenstroh dünkende Lächeln des Juden, der im voraus zu wissen scheint, wie die Sache ausgeht. Heu und Grummet kann er von der Wieße ohne weiteres über eine gewisse näher bezeichnete Stelle des nachbarlichen Grundes bringen und abführen, ohne erst um Bewilligung fragen zu müssen, weil er einen Abfuhrweg haben muß; doch darf er eben nur zu diesen Zeiten den fremden Grund betreten und befahren. Ein Recht, Dünger oder dergleichen zuführen zu können, sei nicht erwiesen worden und wird daher auch nicht zuerkannt. Nachdem er dieses aber im Herbst doch unternommen, und zwar eigenmächtig, wäre er sachtällig und hätte die sämtlichen Kosten dieses Rechtsstreites zu tragen.

Er spürt die feste Bretterbühne unter seinen Füßen wanken, als er das vernimmt, und sein Herzschlag setzt eine gute Weile völlig aus. Verspielt also und . . . die Kosten! Aus ist's, und gefehlt hat es himmelweit. Jetzt kann er . . . verkaufen und sich irgendwo in die Herberg' setzen.

Einen steinharten Kreißer preßt er heraus, und dann wendet er sich und tappt wie ein Halbblinder der Türe zu.

Ueber die Stiege hinunter muß er sich mit aller Kraft an das Geländer halten, um nicht zu taumeln, und auf dem Platze draußen vor dem Gerichtshause steht er ein gutes Weilchen wie ein helliger Narr und stiert vor sich hin wie in lauter sackdichten Nebel. Er kommt sich beinahe vor wie ein armer Sünder, dem sie gerade vorhin das Todesurteil vorgelesen, und der in ohnmächtigem Verzweifeln nicht weiß, an was er zuerst denken soll . . . Die Kosten! Jetzt ist er fertig, und jetzt kann er sein mühsam erworbenes Sachel verkaufen, um diese wegzuzahlen, und dann als fertiger Bettelmann von dannen zu ziehen . . . Ein Bettler? Möcht' wissen! Dazu können sie ihn nicht bringen, wenn sie ihn heute noch von Haus und Bank setzen. Noch hat er seine Arme und seinen Gesund, und er kann arbeiten, um sich und die Kathel . . . Ja, die Kathel! Das wird ihr den Tod bringen, wenn sie es erfährt, und sagen muß er ihr's, wenn er heimkommt, weil es in solcher Sache kein beschönigendes Lügen gibt. Die Kosten sind zu zahlen, und das muß sie einmal erfahren, wenn es zum Davonlaufen gerät.

Wie ein Rauschiger wannt er dann vom Platze und durch die allweg belebten Gassen und Straßen zum Bahnhofe, um mit dem nächsten Zuge gleich wieder heimzufahren. Wie er an der

Kirche vorbeikommt, wo er auf dem Herwege um Hilfe und Beistand gebetet, fällt ihn mit einem Male der Aerger an und drängt seine Verzweiflung zur Seite.

Der Herrgott hat also auch nicht geholfen, trotzdem er gebeten worden ist, und trotzdem er gewußt haben muß, daß er, der Michel, im Rechte ist und der Hilfe bedarf wie der Hungerige eines Stücklein Brotes. Der . . . der . . .

Allerhand fällt ihm in seiner Verzahrenheit ein, und über Not und Aerger wächst die sinn- und zwecklose Wut hinaus. Sein Atem wird schwer und keuchend, und allerlei Vornehmen schwirren durch seinen Kopf.

Während er so dahinstapft, als müßte er den Erdboden durchtreten und Welt und Himmel in Trümmer brechen, fahren die Wurzerleute im Wagen vorüber und zur Eisenbahn. Das schürt seine Wut noch mehr, und er wehrt den Gedanken nicht ab, der sich seinem Sinne mitten in den Weg stellt: sich selber den Richter machen, wenn . . . es sonst keine Gerechtigkeit mehr gibt im Himmel und auf Erden! Eines von denen einmal bei nächster Gelegenheit . . . abtun. Wenn das eine nicht unrecht ist, kann es auch das andere nicht sein. Ganz wurscht! Wenigstens kriegen sie auch ein Bündel Not zu tragen.

Er kauft sich eine Karte zur Rückfahrt, und bald darauf ist es Zeit zum Einsteigen und zum Abfahren. Bis zum Abende kann er wieder daheim sein, und . . . Herrgott, das Heimkommen mit dieser Botschaft fürchtet er mehr wie das ledige Feuer. Das bringt sie völlig um, die Kathel, das bricht ihr das Genick.

Wie ein Zerwirrter sitzt er unter den Leuten im Eisenbahnwagen, und von Zeit zu Zeit stößt er die Eisenspitze seines Steckens wuchtig und wütend in den Bretterboden des Wagens.

„Hör auf, dummes Luder!“ verweist ihn ein Graubart darob. „Es wollen noch mehr Leute fahren und eine Bühne unter sich haben. Wenn dir einer etwas zugrunde richtet, ist es dir auch nicht recht.“

Er schämt sich eine Weile ob der Zurechtweisung und sinnt nachher wieder die alten Pfade dahin . . . die Kathel wenn nicht wäre: seinetwegen! Er packet' sein Sachel in eine Truhe zusammen, ließe alles liegen und stehen, wie es ist, und zöge bei Nacht und Nebel aus diesem Verdrußwinkel. Er schläge sich überall durch, und er wäre noch rüftig genug, sich wieder zu etwas emporzuarbeiten; aber sie . . . Ein paar Groschen hat sie doch von daheim mitgekriegt und auf das Gütlein gebracht, und . . . ein bißel Glückshoffen und Glücksehnen nimmt eins ja auch mit in den Ehestand. Und jetzt . . . Malefizgepiel übereinander! Dieser Heimweg ist sein härtester Gang.

Als der Zug im Bahnhofel des Städtleins hält, löst sich ihm ein Seufzer von der Brust,

wie wenn ein Steinfelsen zu flieben und zu splittern beginnt.

Auf Umwegen strebt er am Städtlein vorbei, um ja mit keinem Menichen zusammenzukommen, und nachher geht es durch das Buchenwäldchen und die Steilhänge hinan. Wie wenn ein vollbeladener Wagen hinter ihm und an ihm hinge, kommt es ihm vor, und die Zugstricke drückten seine Brust zusammen und hinderten ihn beinahe am Atmen und Schnaufen. Zimmer länger werden seine Schritte, und immer kräftiger und wuchtiger seine Tritte, und der Schweiß beginnt ihm aus allen Poren zu sickern.

Die ganze Welt kunnit' er in Trümmer schlagen. Im Scheine der sich schon stark zum Untergange neigenden Sonne ragt das Holzkreuz in der Dachshäng'. Da er es ersieht, gesellt sich zu seiner Verzahrenheit und zum Aerger wider die Nachbarnleute, die Gerichtsherren und die ganze Welt auch der Aerger wider den Herrgott, der ihm trotz allen Betens und Bittens nicht geholfen. Er tut ein paar ungefügiger Schnaufer, gibt dem Hute einen trutzigen Kuck zur Seite und bleibt vor dem Kreuze stehen.

„Gelt, hast mir auch nicht helfen mögen,“ prustet er hart und vorwerfend heraus. „Was ich dich gebeten habe! Nein! Nicht. Hättest es wissen können, wer recht hat und wer unrecht. Nein. Den anderen mußt helfen, dem . . . diejem Malefizgevolket! Und ich . . . Ah was! Betteln gehe ich auch nicht derentwegen, und . . . und . . . Oder ist alles lauter Nichts, was wir glauben, und du kannst selber nichts tun und nichts wirken? Nachher . . . bleib' auch nicht oben und . . .“

Nicht einmal das rostige Blech klappert an dem verwitterten Holzkreuz, geschweige denn, daß ihm sonst eine Antwort würde oder ein Bescheid auf seine Vorwürfe und Fragen. Da hebt er in seiner Bergrämung und in seiner harten Not den Stecken und stoßert nach dem blechernen Abbilde des Welckerlöfers, der ihm seiner baumfesten Meinung nach die Hilfe verweigert, und . . . klirrend und polternd fällt das Blech in die Wildrosenstaude nieder und zur Erde. Die abgerosteten Nägel sind gebrochen.

Ein leichtes Grufeln läuft während des Klirrens und Polterns des niederfallenden Bleches über seinen Rücken, aber gleich darauf gibt er dem Hute trugend abermals einen Stoß und stapft weiter . . . Ganz wurscht! Hätt' er ihm geholfen! Und jetzt kann ihm alles . . . aufs Schupfendach steigen. Mehr wie unterdrückt kann er nicht werden, und das ist er eh' schon genugjam . . .

Hinter einem Grauerlenbusche an des Dachbergers Markmaner kauert zur selben Zeit der Brenner-Beitel, der Wagenschmiermann, und bindet sich die gelockerten Riemen seiner Holz- bundschuhe fester. Der sieht und hört, daß

dieser . . . Wildling von da hinten den Herrgott vom Kreuze schlägt, und der schultert sein leeres Schmierfassel und stapft greinend und zornwütig zu Tale.

Sind ein paar Grauslinge da hinten im Pechgraben, stierwilde Bochen, die nicht nur ihresgleichen beständig in Streit und Hader halten, sondern die selber dem Herrgott am Kreuze keine Ruhe lassen können. Dem sein Glück, daß er schon vor so und so viel hundert Jahren ans Kreuz ist genagelt worden; siele er diesen Wildlingen in die Hände, würde er ehebor auch noch bei lebendigem Leibe geschunden. Und es hat sich nichts gerührt und nichts geregert ob solchen Frevels, und kein Vorschlag hat den Grausling und Frevler klaffertief in den Erdboden gedroschen. Oder . . . gibt es wirklich nichts mehr, und der Herrgott läßt sich herumputzen wie ein Hütbub?

So greint und wurmt er auf seinem Wege dahin, und als ihm in der Steilhänge unten, im Buchenjungwalde, die Wurzerleute begegnen, schilt er seinen Nerger laut heraus.

„Der Kindlauer?“ grinst der Wurzer etwas gezwungen.

„Ich meine schon, daß er es gewesen ist. So genau sehe ich wohl nimmer . . .“

„Und so einen Menschen hat man zum Nachbar!“ gibt die Wurzerin gleich zu bedenken. Da kann sich jedes Schulkind an den Fingern abzählen, was wir für Zeiten haben neben ihm.“

„Ja, Weiberl, um so einen Nachbar bin ich euch nicht neidig. Ich nicht.“

„Kann eh' sein,“ nickt der Wurzer. „Wenn d' einmal hinter kommst und in die Nähe: mir scheint, das Wagenschmierhäfen wird schon leer.“

„Nächste Wochen, zähl' ich.“

„Ist schon recht.“

Und dann gehen sie aneinander vorbei und

ein jedes seiner Wege, der Brennerbeutel zu Tale und die Wurzerleute die Steilhänge hinauf.

„Einen fürchterlichen Nerger mag er schon in sich haben,“ kichert die Wurzerin nach einem Zeitlein in grimmer Schadenfreude.

„Kann wohl sein,“ gibt er etwas gleichmütiger zu. „Die Kosten! Ich danke schön. Wir hätten davonlaufen müssen, wenn sie uns zugefallen wären.“

„Meinst, er wird nicht davonlaufen müssen? Gutding, die Halbscheid der Hütten geht darauf, und mit so viel Schulden kann keiner werken.“

Das wird er selber einsehen müssen, und . . . deswegen fällt er in seinem Wüten sogar den Herrgott an.“

„Unter uns gesagt: mich hätt' er heute schier erbarmet, wie er . . .“

„Jetzt: da wenn d' mir aber nicht gleich gingest!“ entsetzt und entriistet sie sich ob solcher Rede. „So einer erbarmen?“

„Möcht' wissen, z'wegen was? Will er es anders haben? Hat er es anders haben wollen? Wir haben ihm das Kindlauer gütel angeraten und ihm den Handel in die Wege geleitet.“

„Und wie ruhig säße heute die Liesel auf dem Höfel!“

„Eh' wohl, aber . . . weißt, wen wir nachher als Nachbarn bekämen, wenn . . . er verkauft oder verkaufen müßet? Gibt allerhand Leute, und wenn ein recht . . . ein Unrechter einsäße . . .“

„Soll die Liesel das Stegerörtel verkaufen und . . .“

„Danke schön! Da ist mir der Michel noch zehnmal lieber als Nachbar wie die Liesel und der Schwager.“

„Wäre nicht übel!“

„Ich sage dir's halt derweilen.“

„Jetzt: ich weiß nicht, wie du mir auf einmal vorkommst. So . . . so . . .“



Karl Dillmann

So greint und wurmt er auf seinem Wege dahin, und als ihm die Wurzerleute begegnen, schilt er seinen Nerger laut heraus.

Eine gute Weile schreiten sie nun schweigend hintereinander die Steilhänge hinan, und beim Kreuze oben in der Dachshäng' bleiben sie stehen. „Meiner Tren!“ entsezt sich die Wurzerin vor dem auf der Erde liegenden Bleche. „Wie der Beitel gesagt hat: vom Kreuze heruntergeschlagen.“

„Hat eh' nimmer g'halten,“ wendet er ein.

„Die Nägel abgerostet und abgefressen . . .“

„Aber . . . hat er ihn denn geirrt, frag' ich.“

„Eh' nicht, aber . . .“

„Da könnt' er noch eingesperrt werden.“

„Sel' eh,“ gibt er gleichmütig zu. „Gotteslästerung oder wie man sagt.“

„Nachher verlag' ich ihn,“ nimmt sie sich vor.

„Geh! Als ob der Unfrieden nicht eh' schon groß genug wäre! Und ein bißel etwas muß man ja auf den Leutschwas auch achten. Wo es nimmer um unsere Sache geht, werden es uns die Leute verübeln. Reden eh' schon genug.“

„Ich verlag' ihn,“ besteht sie. „Hin oder her! Geht nachher schon unter einem Berede, und . . . er soll eine gute Weil' daran denken. . . . Und den Herrgott da lassen wir frisch aufstreichen und wieder aufmachen, hörst? Weil wir so schön gewonnen haben. Wir hätten müssen davonrennen; so muß er es.“

„Meinethalben,“ knurrt er geärgert und geht weiter. Ein Widerreden mußte nichts, wenn sie etwas im Vorhaben hat, und so ist es am besten, er bestätigt ihren Willen. So hat es doch wenigstens den Anschein, als ob es auch nach seinem Willen ginge.

Die Mindlauerin steht am Fenster und schaut dem heimkehrenden Manne entgegen. Nach halbem Nachmittage kommt der Zug aus der Kreisstadt ins Städtlein, und so und so lange braucht eins von dorten bis in den Pechgraben herauf. Also muß er bald kommen.

Bis gegen Mittag ist sie gelegen, dann hat sie sich doch aufgerafft und das Vieh gefüttert. Sich selber hat sie nur ein Tröpflein Milch gesotten, und das steht noch zur Halbscheid in der Ofenröhre . . . Der Wagen will halt nicht werken, wie er sollte, und so kränkelt und krankt eben der ganze, junge, bis vor kurzem noch so kraftstrotzende Körper mit.

Manchen Tag hat es wohl den Anschein, als ob es sich doch wieder geben und ausnebren wollte, aber gleich darauf wechselt es wieder zurück, und sie muß oftmals die längste Zeit im Bette verbringen. Dann sinnt sie in ihrer Not und in ihrer Kümmernis hin und wider und kommt über dies und jenes, was ihr eben einfällt. In solchen Zeiten kann sie sich auch des Gedankens nicht erwehren, es wäre das ganze Kranken und Siechen eine „betane Sache“, die ihr die Wurzerleute angewünscht oder gar selber angezaubert haben, und sie müßte wahrhaftig dahin- und

abstiechen wie ein Bäumchen, dem man irgend eine Bosheit angetan. Kein Doktor kann helfen, und kein Beten und Bitten fruchtet. Weil er, der Michel, sie geheiratet und nicht die Diezel, verfolgen sie diese Leute mit allen üblen Mitteln. Die Zwietracht und das Prozeßren reißen nicht ab und . . . ihr hat man halt das Siechtum angetan.

Von solchem Sinnen sagt und klagt sie dem Michel kein Wort, um ihn nicht völlig verzagt zu machen, aber in ihr nagt es wie der Wurm im Holze. Der gute Lapp erbarmt sie eh', so oft sie ihn anschaut. Und gerade ihrewegen soll er all diese Uebel und bösen Zeiten durchmachen.

Nach Mittag hat sie sich zum Tische gesetzt in den warmen Schein der Auswärtssonne, die so viel Heilkraft haben soll, wie die Leute sagen, hat ein bißel genäht und dazwischen wieder gesonnen und gestrubelt in ihrer Weise, und nun schaut sie nach dem Heimkehrenden aus und sagt und hofft, was er für Kunde bringen möge. Wenn der Prozeß nach Recht und Gerechtem entschieden worden, dürfte wohl für ein gutes Weilchen die erzwungene Ruhe sich einmisten im Pechgraben, denn die Wurzerleute werden sich's überlegen, einen neuen Streit vom Zaune zu brechen, ehevor sie die Kosten des alten verschmerzet haben; haben aber sie, die Mindlauer, verspielt, nachher ist es zum Davonrennen gerichtet. Und sie verkaufen nachher auch und ziehen fort, um Ruhe zu bekommen und aus dem Unfrieden zu geraten. Ueberall ist zu leben, und . . . es wird schon gehen. Vielleicht kommt sie wieder zu mehr Gesund, wenn sie diesen Leuten aus den Augen und aus dem Sinnen ist. Nachher . . .

Da kommt er ja schon . . .

Hoffen und Fürchten wallen mächtig auf in ihrem Herzen, und das Blut drängt mit aller Kraft gegen den Kopf. Als er aber dem Hause zustapft, müde und todschlächtig, und sie sein verstörtes Gesicht sehen kann, versinkt das Hoffen jählings wie ein Stein im tiefen Brunnen, und heller Schrecken überkommt sie für ein paar Augenblicke.

Verspielt! Also gerät es zum Davonrennen, und der gute Lapp kommt ihrewegen um die mühsam erarbeitete Heimat und um die eigene Bank. Wie ihm zu Mute sein mag? Und . . . sie kann trotz allem nichts dafür. Voll Glück und Freude ist sie ihm zum Altare und in die neue Heimat gefolgt, und voll Liebe und Gottvertrauen hat sie im neuen Heim zu schaffen begonnen. Wer hätte auch denken und mutmaßen können, daß . . . böser Willen mächtiger ist als die Flucht unter Gottes Schutz? Und nun schlägt das Unheil so um sie zusammen!

Nein, sie darf ihn nicht noch verzagter und mutloser machen wollen; sie muß ihn zu trösten

und aufzurichten versuchen, so gut es geht. Sie muß ihm von seiner Klümmernis so viel wie möglich wegzureden suchen.

Mühsam zwingt sie sich zu geheucheltem Gleichmüthe; aber ihre Stimme fibert doch, als sie ihn beim Eintritt in die Stube nach dem Ausgang der Sache fragt.

„Wie steht es also?“

Erstlich schupst er nur die Schultern, dann räuspert er sich, als steckte ihm wer weiß was im Halse, und dann wirft er den Stecken zornwütig unter die Bank, und schließlich preßt er hart und mühsam heraus, was sich auf die Dauer doch nicht verheimlichen ließe, und . . . was sie aller Voraussicht nach noch kränker machen dürfte.

„Der alte Tanz!“

„Verspielt also?“

„Ja und nein,“ sucht er abzuschwächen. „Wie im Städtel unten halt, aber . . . die Kosten müssen wir zahlen.“

„In Gottes Namen!“ seufzt sie schwer auf.

„Sagt man! Aber jetzt sind wir fertig; jetzt können wir zusammenpacken und gehen. Die Kosten bringen uns um.“

„So gehen wir halt in Gottes Namen,“ nickt sie. „Etwas wird uns alleweil noch bleiben und bleiben müssen, und wenn wir anderswo etwas Kleineres haben und unsere Ruhe und unseren Frieden . . . Vielleicht werd' ich anderswo auch wieder gesünder und wieder zur Arbeit . . .“ entschlüpft es ihr unversehens.

„Wird am besten sein. Der ewige Unfrieden frißt eines wie das andere auf.“

„Bis du die Schuhe und das Sonntagsgewand ausziehst, richt' ich dir schnell ein paar Eier . . .“

„Nein, nicht!“ wehrt er ab und richtet übers Ausziehen. „Wahrhaftig, keinen Hunger heute vor lauter Aerger. Wenn man das offene Recht in der Hand hat und . . . alleweil den kürzeren Halm zieht, nachher . . .“

„Weißt was? Diese lästerliche Bachwiese lassen wir ihnen, wenn . . .“ rät sie in ihrem Sinnen überlings. „Wenn sie sich etwa gerade die erpressen wollten, weil sie . . . mitten in ihrem Grunde liegt . . .“

„Schier unsere beste Wiese.“

„Macht nichts; wir hätten eh' noch Grund genug, und . . . wenn dann doch einmal ein Frieden herginge und ein geruhigeres Leben! Sonst wär' es ja wunderschön da heroben in den Einöden.“

„Um sel ist es eben zumeist. So ein schönes Heimatel finden wir nicht bald wieder, und überall gibt es etwas, und überall findet der Unfrieden eine Bank zum Niedersitzen. Heut erst wieder gehört . . . Aber wenn es nicht anders ginge, und wenn wegen dieser Wiese . . .“

„Trag sie ihnen an, die Bachwiese! Wenn wir die anderen Wiesen mehr düngen, kriegen wir etwan auch so viel Heu.“

„Ich . . . denen . . . etwas antragen,“ entrüstet er sich in seinem Aerger. „Denen leicht ein gutes Wort geben . . . müssen . . .?“

„Muß ja kein gutes Wort sein. Einfach sagen: wenn sie diese Wiese wollen, können sie sie haben, damit die Händel und die Zwistigkeiten ein Ende nähmen. Wenn nicht, nachher . . . verkaufen wir halt. Auf die Gant lassen wir uns auch nicht.“

Eine Weile stiert er unschlüssig zum Fenster hinaus, und dann beginnt er schwerfällig zu nicken. Die Hoffnung auf einen möglichen Frieden und darauf, fürderhin auf der gewohnten Bank sitzenbleiben zu können, lockt ihn zu dem Entschlusse.

Langsam richtet er über die Stallarbeit, und mit andbrechender Dunkelheit wird es zur Nachtsuppe.

Seit seiner Kindheit ist er es gewohnt, vor und nach dem Essen zu beten, wie es in den Waldbergen überall der Brauch ist, aber heute setzt er sich trüchig auf seinen Platz und macht weder ein Kreuz noch sonst etwas.

„Struble dich nicht gar so ab!“ mahnt sie daraufhin tröstend. „Es wird schon wieder recht werden. Etwas bleibt uns alleweil, und wie viel Leute gibt es, die gar nichts haben und auch leben. Vielleicht geruhiger wie wir. Sogar das Beten vergißt du über dieser Torheit.“

„Ich bete nimmer,“ trüzt er baumfest.

„Jetzt . . . jetzt . . .“ entsetzt sie sich und schaut den Mann an wie einen, von dem eines nicht sicher weiß, ist er schon übergeschnappt, oder schnappt er in den nächsten Augenblicken über. „Zwegen was denn nachher nimmer? Wegen dieser . . . Torheit leicht?“

„Ich hab' ihn um Hilfe gebeten und um Beistand, und . . . für die Kat' ist es gewesen, gerade für die Kat'.“

„Jetzt . . . da weiß ich nicht, wie ich recht sagen soll. Sitzt ein anderer schon auf dem Stühlchen, wenn du mit einem Anliegen kommst? Und wer weiß denn, für was es gut sein kann? Hat er uns nicht bis heute alleweil gesegnet? Wenn man daran denkt, daß du ehzeit schier nichts gehabt hast, als was du dir erarbeitet und erspart hast, und ich nicht viel, und trotzdem . . .“

„Ich hab' es schon gesagt, ich . . . ich . . .“

Schweigend löffeln sie nun an der Nachtsuppe, und nachher langt er nach seinem Pfeifenstummel. Aber mittendrin stellt er ihn wieder zurück in die Fensterische und nimmt Hut und Zoppe vom Nagel.

„Ich geh' hinüber,“ kreißt er steinhart. „Wenn sie die Bachwiesen wollen . . . Wie du gesagt hast: wenn ein Frieden wüßte und ein geruhiges Leben . . .“

„Mußt gar kein gutes Wort ausgeben,“ be-

ruhigt sie nochmals. „Einfach sagen: so und so, und wenn sie nicht wollen, ist es auch recht.“

„Ist es auch recht,“ wiederholt er bekräftigend und geht. Aber schon über die Gred hinaus und über den Anger kommt es ihm vor, als wäre dieser Weg mit lauter Glascherben und fingerlangen Dornen bestreuet, die selbst durch die dicken Sohlen seiner Holzschuhe dringen und stechen, und rußschwarzer Nebel läge wie eine zähe Schlammisicht über dem Tale und hinderte ihn bei jedem Schritte am Weitergehen. Er sieht keinen der zahllosen Sterne am klaren Nachthimmel, und selbst vor des Wurzers Haustür ist es ihm noch, als wenn ihn einer jählings am Zoppenjaume faßte und mit aller Gewalt zurückriß . . . Nicht geht hinein!

Aber trotzdem klinkt er die Türe auf und geht hinein.

Die Wurzerleute sitzen am Tisch und schauen völlig geschreckt ob des unmöglich erhofften Besuches. Jetzt . . . Wenn einer in seiner Wilde sogar den Herrgott vom Kreuz herunterschlägt und nachher zu nachtdunkler Zeit ohne Grund und Ursache und lediglich in seinem Zornwüten und Rachehinauben ins Haus fällt . . .

Der Sepp reißt die Tischlade auf und langt nach dem Messer. Wenn es zu etwas käme . . .

„Braucht keines,“ rät er, der Michel, ab. „Ich . . . Meinst etwa, ich wäre auch so wie . . . wie . . . Eine kurze Frage, und nachher sind wir wieder fertig . . . Wenn du die Bachwiese willst, die unsere: nimm dir sie! Auf daß ein Ende hergeht und eine Ruhe wird . . .“

„Die Bachwiese . . . die . . . deine . . .?“ dehnt der Sepp wundernd heraus, während die Kosel noch alleweil ganz geschreckt zur Türe hinter und nach dem Wildlinge starrt.

„Ja, die unsere.“ „Und . . . was täte sie denn kosten?“ So eine Gelegenheit wäre nicht zu verpassen und zu veräumen. Jetzt braucht der Zochen wahrscheinlich Geld, und jetzt könnte billig zu kaufen sein.

„Nichts. Die Kosten zahlst, und nachher sind wir fertig. Ich will nichts, ich brauche nichts von euch; ich will nur meine Ruhe haben und meinen Frieden. Wenn euch geholfen wäre damit . . .“

„Hörst: und wir brauchen von dir nichts,“ stößt nun die Kosel pfauchend heraus. Wenn der Dämmel die Wiese um die Kosten hergibt, nachher hält er auf seinem Höflein erst recht

wie eine Zecke und ist nimmer zum Weiterbringen. Auch siele mit der Bachwiese der gelegente Zantapfel fort. Und sie will ihn, den Kunden, von Haus und Gut und auf nichts gebracht haben. „Behalte nur deine Sache und tue damit, was du willst! Wir behaupten bloß



Die Wurzerleute sitzen am Tisch und schauen völlig geschreckt ob des unmöglich erhofften Besuches.

unser Recht, und sel wird man niemandem verübeln können. Behalte du nur deine Wiese!“

„Ja, behalte sie nur!“ nickt nun auch der Sepp. „Wäre ein Unsinn.“

„Nachher sind wir schon wieder fertig,“ kreißt der Rindlauer enttäuscht.

„Ja . . . ja: fertig. Und . . . den Herrgott in der Dachshänge lassen wir wieder herrichten, den . . . du heute heruntergeschlagen hast vom Kreuze,“ reißt sie ihm gleich um die Nase, damit er schon heute nacht träumen kann, wessen er sich nun zu versehen hat. „Ich hab' es schon gesagt, und es geschieht auch.“

Dem Rindlauer drängt sich ein köhengrob Geheiß auf die Lippen, aber er hält es zurück und wendet sich wieder der Türe zu . . . Wenn sie nicht wollen: auch gut! Er hat sich derweil nichts vergeben, und . . . jetzt muß halt verkauft werden, um aus diesem Turbel und aus diesen Zwistigkeiten zu kommen.

Zornwütig stapft er aus dem Hauje und über den Anger hinaus, und seine Gedanken furren in seinem Kopfe herum wie ein schwerer, kohlschwarzer Käfer in der linden Maiennacht.

Im Gehänge des Pechsteins oben schreit eine jagende Nachteul': juhu! juhu! Und ihn

kommt es wie eitel schadenfroh Hohngelächter vor . . . Umsonst gewesen, der Gang.

„Kämeß mir in die Nähe, Mistvieh, nachher lachest nimmer lange,“ knurrt er in seinem Aerger und ballt die Fäuste.

Daheim wartet die Kathel noch auf den Erfolg des Ganges.

„Umsonst gewesen,“ erklärt er schon an der Türe und wirft Hut und Zoppe nur so auf die Bank hin. „Hätte mir's aber eh' gleich im voraus denken können. So Leute und . . . und sie wollen keinen Frieden.“

„Nachher verkaufen wir halt.“

„Wird am besten sein. Schlechter wie recht schlecht kann es uns anderswo auch nicht gehen . . .“

*

Am andern Morgen richtet sich der Rindlauer gleich nach der Morgensuppe zusammen, um fortzugehen und irgendwo einen Käufer zu suchen.

Vom Hause weg stapft er gegen den Wald hinauf, um den Nachbarsleuten ja keine Handhabe zu allerhand Mutmaßung zu bieten, so sie ihn vielleicht erbähen, und erst am Waldrande oben biegt er ab und nimmt den Weg gegen das Städtlein hinunter. Der Torschmied hat ihm gestern den Rat gegeben; vielleicht weiß er etwen, der . . . sich das Leben zur Hölle machen möchte. Vielleicht trifft er auch in einem der Wirtshäuser jemanden, der einem Handel willig wäre. Sonst hockt er wohl nie in den Wirtshäusern herum, aber wer einen Handel sucht den oder jenen, der muß dorten eintekhen und umfragen.

Von den Bergen hernieder weht die Luft manchmal, als käme sie geradeswegs aus einem geheizten Backofen, und gleich darauf wieder streicht ein eiskalter Wind hinter ihr drein.

Die aufgehende Sonne färbt den ganzen Himmel bis in den hintersten Winkel wie eine Glutpfanne, und all dieses deutet auf einen derben Wetterumschlag hin. Wird halt ein paar Tage tüchtig regnen, wie es dies im Frühjahr schon hin und wieder tut, und nachher wird alles zu grünen anfangen. Nachher wird es im Pechgraben hinten wie lediglich im Paradiese, und . . . er kann fortziehen und sich in der Fremde eine neue Heimat suchen.

Zorn und Aerger wallen in seinem Sinnen von neuem auf, und dazwischen wird ihm oft, als müßte er flennen wie ein kleines Kind, oder einer, der in ohnmächtigem Zorn und Grimme flennt. Wenn die Kathel nicht wäre, die in ihrer Kränklichkeit wie ein hilfloses Hühnchen zurückbliebe, wahrhaftig . . . er machte sich selber den Richter an diesem Geböcket, und wenn er deswegen aufgehängt würde und in der tiefsten Hölle braten und rösten müßte. Auf Erden hat er diese auch, so wäre es ganz wurscht, wenn er die eine für die andere vertauschet'.

Gehässiger kann es drüben wohl auch kaum zu gehen.

So sinnt und grübelt er vor sich hin, bis er ins Städtlein hinterkommt.

Sein erster Gang ist zum Torschmiede.

„Heut' erst zurück?“ wundert sich der.

„Ah was! Doch gestern schon,“ knurrt er in seiner Verdrossenheit wie ein vergrämter Kettenhund. „Heute schon wieder auf dem Wege.“

„Nicht aus worden?“

„Eh' . . .“

„Verspielt natürlich.“

„Natürlich.“

„Wie ich dir gestern geraten habe: ich verkaufet.“

„Ich tu's auch. Weißt mir keinen, der . . . mich erlösen wollte von diesem Uebel?“

„Mmm!“ sinnt der Schmied, staut sich auf den Stiel eines großen Hammers und schaut an ihm vorbei und ins Leere hinaus. „Wissen! Im Augenblicke nicht; aber es wird schon etwer zu finden sein. Heut und morgen ist es ja noch nicht vornöten . . .?“

„Eh' nicht; aber so bald wie möglich. Da oben frißt es mir das Leben ab, mir und der Kathel.“

„Wird schon werden. Leicht findet sich bis zum Sonntag schon einer. Nachher komme ich gleich mit ihm hinauf. Aber recht wäre es, wenn sich einer fände, der diesen Leuten den Herrn zeigen kann, weißt, ein recht haubuchener und windverdrehter Kunde, der . . . mit dem Stecken redet, statt mit dem Maul.“

„Wär' ihnen nur zu vergunnen.“

„Und du? Was . . .? Bißtest dir leicht schon etwas?“

„Gar nichts noch.“

„Wart einmal . . .! Der Wolferl möchte verkaufen . . . in der Au drüben, eine starke halbe Stunde von hier weg. Wollte, hör' ich, etwas Größeres. Das tauget' für dich, wenn . . . dir noch so viel bliebe. Schau dir's derweilen an! Wenn es dir tauget, geht nachher der Handel rascher vonstattan. Wäre wirklich ein Gelegenheitskauf.“

Der Rindlauer dankt für den Rat und die Bereitwilligkeit und geht nachher gleich in die sogenannte Au hinüber, des Wolferls Dertel anzusehen . . . Wäre nicht übel, auch der Preis wäre nicht übertrieben, aber ihm, dem Einödhafen, gefällt trotz aller Vorzüge so manches nicht recht. Zu viele Nachbarn ringsum, schier keine Berge in der Nähe und kein fließendes Wasser beim Hause, lediglich ein Pumpbrunnen. Aber, wie Gott will. Wenn sich oben im Bergwalde kein geruhsam Leben finden läßt, muß er es halt herunter suchen in der Eben'. Ueberall gibt es etwas, und so haareben geschliffen, wie es einer möchte und gern hätte, findet er es nirgends. Wenn der Torschmied einen Käufer

findet und bringt, geht er gleich den Handel auf beiden Seiten an und überfiedelt sofort nach Kaufabschlusse. Mit gutem Willen wird es schon gehen, und sie sind all' beide noch jung, und wenn die Kathel doch gesundete, sobald sie in ein friedlicheres Leben kommt, könnten sie sich bald wieder herausarbeiten. Dies und jenes richtete er sich anders ein, und in dem und jenem Stücke wollte er dem gewohnten Brauche folgen, wenn er damit auch hübsch weit abwicke vom Brauche in der Talgegend.

So sinnt und plant er dahin, als er wieder heimzu wandert und durch den Buchenjungwald der Steilhänge hinaufstrebt zur sogenannten Dachshäng'. Und es wird ihm völlig leichter zumute und hübsch ein Teil heiterer im Sinne.

Oben in der Dachshäng' ragt das Holzkreuz wie ehemals, aber das rostbraune Bild des Welt-erlösers liegt und hängt im Gezweige der Wild-rosenstaude, als . . . wäre der Feind im Umritt gewesen.

Als er in die Nähe kommt, geht ihn schier etwas wie Reue an ob seines gestrigen Jäh-zornes, und der Wurzerin Rede fällt ihm ein. Sie wollten das Kreuz wieder herrichten lassen. Mücht' wissen, was es wohl die anginge? Wenn er den Unsinn begangen, so hat er dafür auf-zukommen, und wenn der Handel halbwegs zu seinen Gunsten gerät, läßt er ein ganz neues Blech schneiden und recht schön malen, damit . . . Ja, aber helfen hätt' er ihm schon können, wo er doch baumfest im Rechte ist und trotzdem unterdrückt wird.

Ein plodernder Wind fegt ab und zu über die Hänge, und zeitweise treibt es bleigraue Wolkenschwaden über die Waldberge hin, wie wenn eine unsichtbare Hand einen Aschensack darüber schleifte. Es richtet augenscheinlich zu einem Wetterumschlage, aber ihm kann es wurscht sein. Was er die Zeit des schlechten Wetters über veräumt, kriegt der Käufer zum Nachholen, und unten in den Talgegenden ist der Frühjahrsanbau fast beendet. Ihm ver-schlägt es nichts oder nicht viel. Aber das sollte sich schicken, daß, wie der Dorfschmied meint, ein recht hainbuchener und windverdrehter Knoten aufs Rindlaunergütel käme, der den Wurzerleuten das Leben fürder so sauer machte, wie sie es ihm zurichten. Gerade damit sie auch empfänden, wie einem da zumute sein kann. Und solcher Bochen gibt es schon, ohne daß eines recht lange darum zu suchen brauchte.

Vor Mittag noch kommt er heim und ist um vieles aufgeräumter, denn die letzte Zeit her.

„In zwei, drei Wochen können wir erlöset sein,“ verhofft er. „Etwan schlägt es dir im Tale unten auch besser an, und du wirst bald wieder so frisch und gesund werden wie ehedor. Man weiß oft nicht, wofür etwas gut ist.“

Nach dem Essen und nach der Stallarbeit

macht er sich daran, in Schuppen und Stadel aufzuräumen und zu ordnen, damit alles auf den Käufer den günstigsten Eindruck machte und solches über allerlei Mängel hinwegtäuschte, und zeitweise schaut er flüchtig nach dem sich immer mehr verdüsternden Wetter aus.

Es wird etwas daraus werden.

Um halben Nachmittag herum treibt ein ungefüger Windwirbel die ersten Schneeflocken als Vorboten daher, und nachher fällt das Geflocke sackdicht und beinahe fadengerade zur Erde nieder, so daß eins fast kaum vom Stadel bis zum Hause hinübersehen kann. Und eine Düstere kriegt es, als wenn sich die Nacht um gutding einen Vierteltag irren und schon anbrechen wollte.

Bis zum Abende liegt der Schnee schon knöchel-tief.

„Wenn es eine Weile so forttritt, geht es den Bäumen dran,“ fürchtet die Kathel, „die Obst-bäume bricht es auseinander, und den Wald wird es auch sauber zerfehen. Darf gerad' ein bißel feucht werden, der Schnee, und über Nacht einmal friert es die ganzen schweren Lasten an das Geäste, nachher . . .“

„Uns kann es jetzt schon wurscht sein,“ be-ruhigt der Michel. „In den Talgegenden unten wird es mehr regnen als schneien und keinen Schaden stiften, und heroben . . . Wen es trifft der hat es; uns nimmer.“

Am nächsten Morgen liegt der flaumige Schnee schon metertief, und der Michel muß erst aller-hand Gänge schaufeln und wühlen wie ein Scher in der Erden, ehe er zu Wasser, Stall und Stadel kann. Und noch alleweil schneit es, was vom Himmel fallen kann. Alles ist in Schnee-grau gehüllt, und im Geäste der Obstbäume beginnt es langsam zu knacken und zu brechen.

Der Kathel ist wieder etwas schlimmer zu-mute, und sie bleibt daher im Bette, während er in Stall und Haus herumwerkt und im stillen verhofft, daß sich das Kränkeln doch geben werde, wenn sie in eine andere Luft und in andere, friedlichere Verhältnisse käme.

Gegen Mittag hebt sich ein leichter Wind, wühlt die flaumigen Schneemassen tiefmächtig auf und treibt sie in dichten, undurchsichtigen Schwaden vor sich her und über Gefilde und Hänge, und es wird schon wieder zum Schneeschaufeln.

Nach dem Essen richtet der Michel übers Häckelschneiden, und als er damit fertig ist und wieder in die Stube kommt, nickt er ein paar Male bedentfam vor sich hin.

„Jetzt will erst das richtige Hundswetter werden.“

„Wird es leicht gar weich?“

„Kommt schon ganz schwer und naß daher.“

„Na, Gnade Gott! Die Bäume sind völlig hin und . . . das Wasser übereinander! Die

gute Erden wird es von den Feldern wegschwemmen, und . . . wer so in den Talböden daheim ist, wo die Wasser von allen Seiten zusammenrinnen, dem bin ich um diese Zeit nicht neidig.“

„Uns kann es nichts anhaben. Uns macht es da keinen Schaden mehr an den Bäumen und an den Feldern, und das Wasser kann uns auch nicht zu.“

Gegen Abend schon hat sich das Schneien in völligen Regen gewandelt. Die Dachtraufen rinnen und platschen und ganze Flächen Schnees rutschen und fahren von den Dächern und sumsen auf den Erdboden nieder. Der Michel schaufelt in aller Eile noch einige Gräben rings um Haus und Stadel, damit das Schneewasser bequemen Abfluß fände und nicht wider die Gebäulichkeiten drängte, dann verrichtet er seine gewohnten Arbeiten und sperrt Thor und Türen ab. In der warmen Stube sitzt sich's trocken, und dem Haupe kann keine Gefahr drohen. Bis es zum Schlafengehen wird, schnitzt er ein Paar Holzschuhsohlen aus, und dann vernimmt er auf einmal Klopfen und Pochen an der Türe.

„Ein genötigter Handel gewesen,“ gesteht der Michel mit leichtem Spötteln.

„Kann wohl sein. Und auf dem Heimwege sind Sie über die Dachshäng' herauf?“

„Mhm.“

„War damals das Blech schon vom Kreuze gefallen, als Sie vorbeigekommen sind?“

Halt aus! Da pfeift der Wind aus einer anderen Lücke. Der plant etwas wider ihn, und wenn ein Gendarm nach etwas forscht, lugt hinterhalb schon die Strafe hervor. Er ist in seinem Aufwachsen in den Bergeinöden und in seiner arglosen Aufrichtigkeit das Lügen nicht recht gewohnt, aber jetzt wird es wohl sein müssen. Den Prozeß verlieren und wegen so einer . . . Torheit vielleicht auch noch eingesperrt werden, wo die Kathel eh' schon alleweil kränkelet, und die meiste Zeit im Bett verbringen muß, wäre doch schon . . . mehr als sich eiter wünschen lassen könnte.

„M . . . m,“ widerneint er.

„Es war also noch oben?“

„Mhm. Aber gerade, wie ich vorbeigehe, kommt ein . . . jäher Windstoß daher und wirft es herab. Die Nägel halt ganz abgerostet.“

„Sie haben also gar nichts dazugetan, daß . . .?“

„M . . . m. Wäre mir gar nicht eingefallen. Ein Kreuz . . . und z'wegen was denn?“

„Die Wurzerin sagt aber . . .“

„Ah was! Die Wurzerin sagt mehr. Kein Mensch um und um gewesen, wie ich vorbeigegangen bin, keine Seele, die Wurzerin schon gar nicht. Und ich wüßte nicht . . . Wie ich gesagt habe, gerade so ist es gewesen. Da könnt Ihr selber sehen und kennen, wie uns diese Lente aussitzen und . . .“ wendet er nun den Spieß.

„Wer nicht selber mit ihnen zu tun hat, der glaubt gar nicht, was wir anzustehen haben,“ klagt auch die Kathel, und darauf nickt der Gendarm einige Male vor sich hin, wünscht einen guten Abend und geht wieder seiner Wege. Wenn es der Wagenschmiermann gesehen haben soll, wird es sich ja weisen.

„Wenn wir nur schon fort wären!“ wünscht die Kathel, als

er wieder in die Stube zurückkommt. „Es reißt nicht ab, und einen Frieden kriegen wir nicht, solange wir in dieser Nachbarschaft leben.“

„Schaut nicht her,“ gibt er etwas gedrückt zu und arbeitet wieder weiter. Der Gendarm wäre wohl wieder fort, aber eine gewisse Verstimmung und Aengstlichkeit will nicht von ihm weichen,



W. Müller

„Sie sind vorgestern in der Kreisstadt gewesen?“ fängt der Gendarm zu forschen an.

Wer wohl heute noch kommen könnte? Ein Gendarm begehrt Einlaß.

Nicht übel! Was wohl der noch zu suchen und zu wollen hätte im Rindlauerhöfel?

„Sie sind vorgestern in der Kreisstadt gewesen?“ fängt er zu forschen und zu bohren an, als sie in der Stube sind.

und beständig wähnt er einen kohlschwarzen Schatten neben sich . . . Wenn es doch noch herauskäme, und wenn ihn trotz allen Wähns doch etwer gesehen hätte! Wäre wahrhaftig dumm genug, und die Kathel . . . Aber diesem Ziefer, dieser Wurzerin, muß er doch noch ein paar gehörige Knüller beibringen, ehe er fortzieht. Geh' es nachher, wie es gehen möge! Und . . . wert ist sie es.

Eine Weile arbeitet er noch fort, und dann geht er auch zur Ruhe; aber die Geschichte will ihm nicht aus dem Kopfe, und das Gedrücktsein und die Zage wollen nicht weichen, so viel er sich auch selber Trost zuredet.

Die ganze Nacht über regnet es fort wie aus Gießkannen, und am nächsten Morgen gleicht der ganze Talgrund einem schmutziggelben Weiher. Einige kahlästige Erlen ragen daraus hervor, wo sonst die Bachwiesen liegen, und das Wurzerhaus steht völlig im Wasser. Unheimliches Rauschen und Gurgeln mischt sich in das Plätschen des noch immer herniederströmenden Regens, und es ist, als wenn die ganze Luft lebendig geworden wäre und . . . ächzte, oder wie wenn Gießschollen oder Steine aneinanderreiben.

Als der Kindlauer in den Stadel hinübergeht, um Futter zu holen für das Vieh, sieht er die Wasser, und ein befriedigendes, beinahe schadensfrohes Grinsen zuckt um seinen Mund . . . Die Bachwiesen! Dem Wasser kann der Wurzer wohl nicht die Ab- und Zufuhr verbieten, wie ihm und . . . jetzt auch das Wasser ums Haus! Jetzt werden sie auch spüren und empfinden, wie es ist, wenn etwer eine Kümmeris hat oder eine Not . . . So! Da schießt gar einer! Dem verzweifeltsten Wildschützengewölket ist doch kein Wetter zu schlecht und kein Regen zu dicht . . . Gestern noch schickt ihm das Ziefer den Gendarmen ins Haus, und heute . . . Ist's nicht, als wenn etwer schreien täte? Vielleicht gar das . . . Geniste da drüben? Seinetwegen aber schon, er . . . Trotzdem jedoch legt er die Hand ans Ohr und horcht . . . Eintöniges Plätschern und Gurgeln und . . . Ja, es schreit etwer und . . . es ist dort drüben, wo geschossen wird. Notschüsse! . . . Kann eh' sein, daß ihnen schon angst und bange wird, denn die Wasser werden nicht weniger. Aber recht geschieht ihnen. Jrgendein Nachbar, der oder der, wenn daran schuld wäre, daß ein ungeru gesehen Wässerlein über ihren Grund ränne oder gar an ihr Haus drängte, verklagt würde er, und an den Galgen müßte er, wenn es sich halbwegs ermachen ließe. Nun sollen sie den Regen verklagen oder gar den Herrgott, der regnen läßt! Den . . . Herrgott! Malefizspiel! Den hat er ja vom Kreuz heruntergeschlagen, und der . . .

Hastig schüttelt er den Kopf und rennt ins Haus zurück, schüttet dem Geviehet das Häckel in die Barren und geht nachher in die Stube,

die Kathel auf das Wasser und die Lage im Wurzerhause aufmerksam zu machen.

„Mein Gott!“ entsetzt sich diese, als sie zum Fenster hinausschaut. „Ganz in Wasser und . . . vielleicht ertrinken sie gar! Wenn ich daran denke, wenn es bei uns so wäre . . .“

„So Leute sollen einz nicht erbarmen,“ erinnert er. „Dieser Haß und . . . diese Nachsicht . . .!“

„Sagt man! Aber das Kindel, das sie haben, und die Kindsbirn! Das unschuldige Vieh! Und es wird alleweil mehr Wasser.“

„Alleweil noch mehr. Es kommt erst von den Höhen und Hängen herab.“

Eines Vatermüßers Länge fällt kein Wort. Jedes schaut zum Fenster hinaus auf die sich im Talgrunde breiten Wasser, beim Ofen hinten tickt die Wanduhr und draußen rieselt der Regen und plätscht die Schartraufe.

Wieder hallt ein Schuß durch das schaumige Rauschen und Plätschen.

„Wenn d' ihnen hälfe, wenn . . . es ginge!“ drückt die Kathel nachher etwas zag und unschlüssig heraus und schämt sich beinahe selber dieser Weichheit.

„Sakra . . .!“ jümt er. „Wahr wäre es ja eigentlich: in so einem Falle sollt' eines dem anderen helfen, aber . . . sie täten uns gewiß nicht helfen. Die nicht.“

„Wer weiß? In so einem Falle . . .“

„Ich weiß nicht . . . Wenn es ihnen nicht ans Leben ginge . . .“

„Wenn d' ihnen doch hälfe! Die Wasser werden alleweil mehr. Aber ja nicht zu weit wagen!“ mahnt sie von vornherein. „Was nicht ginge, sel ging' eben nicht. Nur das Kindel, die Unschuldigen . . .“

„Sakra . . .!“ kreißt er steinhart heraus, um die auch ihn allmählich anschleichende Weichheit zu übertünchen. „Die . . . Unschuldigen! Wahr wär' es ja . . . Ganz wurst!“ entschließt er sich gleich darauf. „Gerade daß sie sehen, daß man nicht so ist. Nachher können sie uns wieder auf . . . den Kirschbaum steigen. Gerade zu Trug!“

Und er schlüpft hastig in die Stiefel, nimmt Hut und Zoppe und wendet sich der Türe zu.

„Man wird ja sehen.“

„Aber nicht zu weit wagen, Michel! Was täte ich . . .?“

„Man wird ja sehen . . .“

Auf der Gred draußen nimmt er einen Feuerhaken von den Holznägel und haftet damit dem Talgrunde zu. Bei den Bachwiesen unten steht er schon bis fast zur Mitte im eiskalten Schneewasser, und dorten hört er durch das Rauschen und Gurgeln der Wasser ganz deutlich die Hilferufe der Wurzerin.

„Helft! Um Gottes willen: helft uns etwer!“ Ein paar Augenblicke bleibt er unschlüssig

und überlegend stehen. Soll er, oder soll er nicht? Jetzt schreit und winselt das Zieher, und gestern noch . . . Ah was! Naß ist er nun schon bis auf Haut und Leben, und so geht es unter einem Aufwaschen. Zieher als bis zur Brust kann er aller Berechnung nach vorläufig nicht ins Wasser geraten, und je länger er wartet, desto höher steigt das Wildwasser! . . . Gewagt wird es, und . . . gerade daß sie es sehen!

Mit dem Feuerhaken stemmt er sich fest wider die strömenden Wasser, und bei der Brücke unten gerät er tatsächlich bis zu den Achseln in die schmutziggelbe Flut. Ein Glück nur, daß das Wasser nicht gerade reißt.

Die Wurzerin ist mit Kind und Kindsmagd schon auf den Dachboden hinaufgeschlichen und schreit von dorten durchs Fenster hinaus; der Sepp aber wartet vor dem Stalle im halb manns-tiefen Wasser umher und weiß in der Not nicht, wo und was er anpacken soll . . . er allein! Was richtet auch einer allein?



„Fahre du!“ preßt der Wurzer mit zitternder Stimme heraus.

„Michel, hilf mir!“ bittet er, als er den Nachbar daherwaten sieht. „Ich allein . . .“
„Husten tu ich dir etwas,“ prustet der krogengrob heraus. „Lump, recht schlechter! Schau, daß wir zuerst deinen Hölldrachen und die Kinder fortbringen! Das Wasser wird alleweil ärger . . .“
„Das ist's ja. Die ganze Hütten schwemmt es noch weg.“
„Recht geschäh' euch.“
„Wohin aber?“
„Sakra! Frage nicht lange! Schau, daß etwas vom Flecke geht!“
„Das Vieh . . .“
„Schau, sag' ich, daß etwas weiter geht, sonst . . . stoß ich dich ins Wasser! Lasse das Vieh ab und wieder die Ochsen ein, und nachher . . .“

Das Weibergeflanket' . . . Wenn d' nicht weiter machst: von mir aus erfauft ihr alle . . . Wieder die Ochsen ein, sag' ich! Nachher hängen wir das übrige Vieh aneinander und hinten an den Wagen, und die Kalbeln und das Weibergeflanket' werfen wir auf den Wagen. Schau, daß etwas weitergeht!“

Während nun der Wurzer in den schon halb manns-hoch mit Wasser gefüllten Stall hastet, um die Ochsen ins Joch zu wieder, zieht er einen aufgeleiterten Wagen aus der Schupse und stellt ihn vor die Gred hin. Bis der Sepp dann die Ochsen vorspannt, holt er die völlig außer sich geratene Nachbarin, das Kind und die Kindsdien vom Boden herunter und setzt sie auf den Wagen. Dann tragen sie die zwei Kälber herbei, heben sie ebenfalls auf den Wagen und fetten sie an den Leiterbäumen fest, und endlich wird das übrige Vieh aus dem Stalle geführt und aneinandergekoppelt.

Die Wurzerin jammert und winselt in einem Atem, und das Vieh schreit und brüllt in seiner Angst und Lebensnot und will aufs Geratewohl davon und dem Wasser entfliehen.

Da packt der Rindlauer wieder seinen Feuerhaken.

„So: jetzt! Fährst du, oder fahre ich?“

„Fahre du!“ preßt der Wurzer mit vor Kälte und Not zitternder und bebender Stimme heraus.

„Nun also: In Gottes Namen! Ein jedes fest anhalten! Beim Bach unten geht es hübsch tief hinein. Und du hältst dich hinten am Wagen fest und schaust, daß dir kein Vieh auskommt. Was hin ist, ist dir hin.“

„Fahre zu!“

Und der Rindlauer treibt das Gespann an. Bis gegen den Bach hinunter geht alles so halbwegs; aber dort scheuen die Ochsen vor dem

immer tiefer werdenden Wasser und wollen wieder zurück. Eine gute Weile nun raust und flucht der Rindlauer mit dem bockbeinigen und allweg wieder rückwärtsdrängenden Vieh, ohne weiter und vom Flecke zu kommen. Des Wassers ist schon ein beträchtliches mehr denn vorhin, und auf dem schmutziggelben Gewelle treiben schon Holzscheiter und Schleifholzprügel. Wenn man noch eine Weile herumzaudern und herumraufen muß, nachher . . . kann's erst noch gefehlt gehen. Auslassen aber kann er die Tiere nicht, sonst nehmen sie den Weg, den ihnen ihr Ochsenverstand am geratensten vorgaukelt.

Also hält er sich mit der einen Hand fest an die Deichsel, und mit der anderen und dem Feuerhafen driecht er blindlings auf die Ochsen ein, bis es denen zu toll wird und sie zornwütig nach vorwärts streben.

Das Brausen und Gurgeln der Wildwasser, das Fluchen und Schreien des Fuhrmannes und des Wurzers hinter dem Wagen und das Brüllen des sich in Todesängsten befindlichen Viehes mischt sich zu grauigem Gewirre, und selbst das kleine Rind fängt zu schreien und zu kirren an.

An der tiefsten Stelle schlägt das Wasser bereits über den Rücken der größeren Tiere zusammen, und nur die Köpfe ragen über die Fluten empor. Eine kleinere Kalbin hebt es bereits, und nur die Koppelung rettet sie vor dem Davontreiben.

Unter fortwährendem Einschlagen auf die Zugochsen gerät man allmählich doch aus dem tiefsten Wasser, und nun drängt alles von selber und instinktmäßig vorwärts, und in kurzer Weile hat man die Wasser hinter sich und sichtbaren Boden unter den Füßen.

„Malefizgespiel übereinander!“ kreißt nun der Rindlauer und läßt die Ochsen aus der führenden Hand. „So ein . . . so eine . . . ! Wenn es noch so kalt wäre, würde man schwitzen.“

Im Rindlauer Höfel schafft man zu allererst die Wurzerin und das kleine „Geflanke“ in die warme Stube, und die Kathel bringt an trockenem Gewande herbei, was sie gerade vorfindet. Bis die zwei Männerleute die Kälber in den Stall und das übrige Vieh in die Streuschupfe bringen, hilft sie beim Umziehen und tröstet, so gut sie es zuwegebringt. Mit aller Gewalt drängt sie ihre Abneigung und allen Widerwillen gegen dieses höllböse und in ihrer Rachsucht unerbittliche Weib zur Seite und zurück, und trachtet, mit keinem unbedachten Worte an den bisherigen Verhältnissen zu streifen. Die Leute sind jetzt in der Not, und da muß eins für ein Zeitlein alles übrige vergessen können. Die Wurzerin aber bringt kein Wort über ihre vor Frost und Not bebenden und zuckenden Lippen. Wie eine halb Freie läßt sie alles mit sich geschehen, setzt sich dann auf die Ofenbank nieder, drückt das wimmernde Rind an sich und stiert

wie völlig von Sinnen vor sich hin. Selbst als die beiden Männer fertig sind mit dem Umziehen, bringt sie keinen Muck aus sich. In ihrer Brust aber arbeitet es wie in einer Zeugschmiede. Herz und Pulsschlag pochen schier zum Zerspringen, und durch die trostlose Düsterteit in ihr sprühen und funken die Gedanken in hastigem Gewirre wie die Funken von gehämmertem Glüh Eisen und aus der Esse. So kann und muß es sich schicken! Diesen Leuten muß sie sich auf die Bank setzen und sogar ihr Gewand muß sie auf den Leib nehmen, wo . . . die wilden Wasser durch ihr Haus fließen und an allen Ecken und Enden spülen und schwemmen, bis . . . Nein, jetzt wär' es ihr beinahe lieber, sie wäre ertrunken und sähe und wüßte von all diesem nichts mehr.

„Wie sich das Wasser verlaufen hat, können wir eh' gleich wieder heim,“ tröstet sie der Sepp und setzt sich steinhart aufseufzend neben sie. Aber sie rührt und regt sich nicht.

Die Kathel deckt den Tisch und stellt eine mächtige Suppenschüssel darauf.

„So, jetzt geht zum Essen!“ läßt sie so unbehagen und gleichmütig wie möglich ein. „Wir haben auch noch nicht gegessen, und etwas Warmes tut jedem not.“

„Eßt nur!“ kreißt der Wurzer verlegen. „Wir . . .“

„Jetzt . . . mach' keine Geschichten und Schnacksen!“ nötigt der Michel. „Heute ist es einmal so, und ein andermal ist es wieder anders. Euer Hans steht jetzt unter Wasser, und . . . essen muß der Mensch etwas. Eine warme Suppen, und . . . wir gehen nicht betteln derentwegen. Ruck an, sag ich, sonst . . . sonst ärgerst mich.“

Und er greift kurzerhand mit seinen derben Fäusten zu und schiebt eines um das andere an den Tisch und zur Morgensuppe. Dann vergißt er über dem ganzen Turbel des heutigen Morgens ganz darauf, daß er sich vorgenommen, nicht mehr zu beten, weil ihm der Herrgott nicht geholfen in seinem Prozesse wider diese Leute, macht das Kreuz und betet, wie er es allweg von Jugend auf gewohnt ist, und wie er es gehalten bis in die letzten Tage.

„Herr, himmlischer Vater, segne uns alle Speiß' und Trank, die du uns in deiner großen Güte . . . und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern . . .“

Da zuckt und reißt es plötzlich an der Wurzerin fest zusammengekniffenem Mund, ihre Augen beginnen zu zwinkern und die hellen Tränen brechen daraus hervor. Wie erblindet tastet und tappt sie nach der angefeindeten Nachbarin Händen.

„Wenn ihr vergessen könntet . . .“ preßt sie zwischen schütterndem Fleunen heraus. „Wir machen jetzt alles . . . wieder recht . . .“

„Iß nur jetzt!“ weicht die einer peinlichen Auseinandersetzung aus. „Etwas Warmes müßt ihr in den halberfrorenen Leib kriegen. Dirndel, mach' du die Gesehite! Greif zu und iß!“ wendet sie sich gleich darauf an die Kindsmagd, die es sich auch nicht lange schaffen läßt.

„Das kann ich euch all meiner Lebtag nimmer vergelten,“ kreißt der Wurzer räuspemd heraus. „Wenn du nicht zu Hilfe kommst . . . Und dein eigen Leben . . .“

„Iß jetzt!“ lehnt der kurz ab.

„Nein, Michel, zuerst müssen wir aufs gleiche kommen. Jetzt sind wir an der Reihe. Wenn d' magst, so ist der Hundsprözeß aus . . .“

„Iß eh' aus.“

„Nein, ganz anders. Weit anders. Du fährst zu deiner Wiesen, wie du magst und wenn du willst, und ich lasse dir einen eigenen Weg liegen. Und . . . die Kosten jetzt . . . die . . . zahlen halt wir,“ preßt er mühsam und geradezu sich zwingend heraus.

„Nachher reunt ihr davon,“ erinnert der Kindlauer.

„Ganz gleich. Man weiß eh' noch nicht . . .“

„Nein, weißt was?“ mischt sich die Kathel nun in den Handel, in dem sie bislang noch nie mitgeredet. „Jetztund sag' ich einmal ein Wort. Wenn ihr euch schon . . . so stellen wolltet, und wenn . . . Na, halt kurz herausgesagt: die Kosten zahlen wir nachher miteinander. Wenn es euch recht ist, und . . . wenn so ein Frieden und eine Einigkeit zuwege kommen wollten. Wir hätten sonst eh' schon einen Käufer und auch einen Kauf . . .“ lügt sie zu kräftigerem Nachdrucke.

„Nein, bleibt da!“ bittet die Wurzerin schier. „Werdet es sehen: nichts wird mehr vorkommen, gar nichts mehr.“

„Wenn es wahr ist,“ zweifelt der Michel.

„Gewiß . . .“

„Und wo wir helfen können . . .“ verspricht der Sepp. „Nur sagen! Mitten in der Nacht, wenn es sein muß . . . Weil . . . weil wir so etwas nicht verdient haben . . .“

„Eßet jetzt! Der ganze Schwab . . .“

Und dann langen sie schüchtern und geschämig zu und schlucken mit der warmen, wohlthuenden Suppe manch bitteren Selbstvorwurf und hie und da auch ein Tränlein hinunter. Draußen aber rieselt der Regen und plätscht die Schartraufe, als wollt' es zu einer neuen Sintflut kommen. Des Kindlauer's Blick aber streift in währendem Essen und Dahinsinnen das im Tischwinkel hängende Kreuz, und ein seltsamer Gedanke zwingt sich zwischen den anderen durch wie ein mutwilliger Kange zwischen ältere, gesetere Leute . . . Jetzt sitzen sie alle um ein und denselben Tisch herum und Wöffeln aus ein und derselben Schüssel, Widersacher und Widersacher, und gestern noch und vorgestern . . .

„Sakra! Jetzt weiß ich selber nicht, bin ich auf dem Wege oder auf dem Holzwege,“ sinnt er in seiner ungechlachten Weise vor sich hin. „Hast du die Hand im Gespiel oder nicht? Jetzt wär' er so viel wie gewonnen, der Prozeß, und eine Ruhe und ein Frieden schauen auch her . . .“

Als der Sommer ins Land zieht, hängt am Kreuzholze in der Dachshäng' oben ein neuer Herrgott, das heißt, ein Bild des sterbenden Welterlösers, aus neuem, frisch und sauber bemaltem Bleche, und die Dornrosenstaude schlingt ihre jungen Schosse bis zu den Kreuzarmen hinauf und schmückt das Heils- und Segenszeichen der Christenheit mit einer Anzahl lebfrischer Rosen.

Auch in diese Kosten haben sich die ehemals so feindlichen Nachbarn geteilt, und der Kindlauer nickt allemal, so oft er am Kreuze vorbeikommt. „Bist halt doch du es gewesen, der uns geholfen hat, und der den Frieden in den Pechgraben gebracht hat. Ich zähle schon . . .“

Verbotene Früchte.

Von Marie M. Schenk.

Serenissimus war nicht nur ein ganz vortrefflicher Fürst im allgemeinen, sondern auch ein ausgezeichneteter Landesvater im besonderen. In jedem Winkelchen seines Landes kannte er sich so gut aus wie in seiner hochfürstlichen Tasche; nicht die kleinste Kleinigkeit konnte geschehen, ohne daß er davon Kenntnis nahm, und um alles und jedes kümmerte er sich mit bewundernswerter Ausdauer — bei gewöhnlichen Sterblichen würde man sagen: er steckte seine Nase in alles. Die meisten seiner Untertanen — es waren deren etliche tausend Seelen und fünfzig Soldaten — kannte er; wenn nicht mit Namen, so doch dem Ansehen nach, und wußte über ihre Lebensumstände genau Bescheid; für seine nächste Umgebung war er in so eindringlicher Weise besorgt, daß die davon Betroffenen es sicher lästig empfunden hätten, wenn Serenissimus nicht eben — Serenissimus gewesen wäre.

Das Regieren nahm er äußerst wichtig und gewissenhaft; mindestens eine Stunde täglich — ohne zwingende Not sicher keine Minute weniger — brachte er damit zu, für das Wohl und Wehe seiner Landesfinder zu sorgen, wobei er mit solcher Gründlichkeit zu Werk ging, daß sein ganzer Regierungsstab, vom ersten Minister an bis herab zum letzten Schreiber, erleichtert aufatmete, wenn die Uhr die Stunde schlug und Serenissimus erschöpft und müde das Szepter niederlegte, worauf in allen Amtsstuben die übrige Zeit des Tages fieberhaft geschafft wurde, um die verwirren Regierungsgeschäfte wieder einigermaßen in Ordnung zu bringen.